



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2004

Forschungsstarke Hochschulen haben einen Startvorteil

Franck, E

Abstract: Im Gegensatz zu den USA ist die schweizerische Hochschullandschaft noch immer alles andere als hierarchisiert. Professor Egon Franck ist überzeugt, dass sich dies indes durch die BolognaReform ändern wird. Mit dem Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Zürich unterhielt sich NZZRedaktor Jan Mühlethaler.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-2656>
Newspaper Article

Originally published at:

Franck, E. Forschungsstarke Hochschulen haben einen Startvorteil. In: Neue Zürcher Zeitung, 91, 20 April 2004, B10.

«Forschungsstarke Hochschulen haben einen Startvorteil»

Egon Franck sieht für private MBA-Anbieter keinen grossen Markt mehr

Im Gegensatz zu den USA ist die schweizerische Hochschullandschaft noch immer alles andere als hierarchisiert. Professor Egon Franck ist überzeugt, dass sich dies indes durch die Bologna-Reform ändern wird. Mit dem Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Zürich unterhielt sich NZZ-Redaktor Jan Mühlethaler.

Herr Professor Franck, die Angebote an Fachhochschulen und Universitäten werden zunehmend vielfältiger, der Trend hin zu MBA und Nachdiplomstudien ist ungebrochen gross, und mit der Umstellung der Universitäten auf Bachelor- und Master-Abschlüsse wird eine Vereinheitlichung erreicht. Wird es aufgrund des verstärkten Wettbewerbs künftig wichtiger werden, an welcher Hochschule man studiert hat – wird also ein ein hierarchisiertes Hochschulsystem ähnlich den USA auch bei uns Einzug halten?

Egon Franck: Tatsächlich kann man in den USA beobachten, dass der Wettbewerb zwischen den Hochschulen zu einer ausdifferenzierten und ziemlich stabilen Hochschulpyramide geführt hat, mit Eliteschulen wie Harvard oder Stanford an der Spitze. – Würden die gegenwärtig in Gang befindlichen Reformen, die mit der Bologna-Erklärung im Zusammenhang stehen, nur einen Austausch der alten gegen neue akademische Titel bedeuten, dann würde sich wenig verändern. So muss man den Bologna-Prozess aber nicht begreifen. In dem Masse, wie nämlich der Bologna-Prozess die Autonomie der einzelnen Hochschulen weiter stärkt, indem er ihnen etwa Freiheitsgrade in der Selektion von Studienbewerbern für spezielle Studienprogramme eröffnet, macht er einen stärkeren Wettbewerb der Hochschulen über Qualitätssignale möglich. Ein wichtiger Ansatzpunkt für die Produktion solcher Signale ist ja gerade die Frage, wie selektiv eine Hochschule den Humankapital-Input aussucht. Dies hat damit zu tun, dass der Prozess der Produktion höherer Bildung stark von einem Input – nämlich Humankapital – dominiert wird.

Und was bewirken diese Qualitätssignale?

Sobald eine Hochschule bei den Unternehmen im Ruf steht, Absolventen mit überlegenem Humankapital herauszufiltern, wird ein sich selbst verstärkender Mechanismus in Gang gesetzt. Besonders fähige und leistungsbereite Studierende erkennen, dass sie ihr Potenzial nur dann an spätere Arbeitgeber kommunizieren können, wenn sie ebenfalls an dieser Eliteeinrichtung studiert haben. Ausgestattet mit einem grösseren Pool an hoch motivierten und talentierten Bewerbern, kann die Spitzenhochschule ihre Studenten (und Professoren) stärker auswählen und so die Qualität des Inputs weiter verbessern.

In dem Masse, wie Hochschulen Einnahmen über spezifische Weiterbildungsangebote und auch Studiengebühren generieren und selbst bewirtschaften können, sind sie freier, sich über den Aufbau herausragender Forschungscluster zu profilieren und ihre Qualität auch so in den Markt zu signalisieren. In dem Masse, wie der Bologna-Prozess die Mobilität der Studierenden und Forscher erleichtert, setzt er die schweizerischen Hochschulen verstärkt einem europäischen Wett-

bewerb um die «besten Inputs» aus. Ein so verstandenes «Bologna» könnte also zweifellos zur weiteren Hierarchisierung des Bildungsangebotes auf einer europäischen Ebene und damit auch im ganzen deutschsprachigen Raum führen.

Und wie sollen die Universitäten mit der Herausforderung umgehen, künftig gleichnamige Abschlüsse wie die Fachhochschulen zu verleihen?

Ganz gespannt. Je ausgeprägter die Hierarchisierung des Bildungsangebots ist, desto weniger zählt die Titelbezeichnung und desto mehr die Schule, an der man den Titel erworben hat. Anstatt Energie in Titelabgrenzungsversuche zu stecken, sollten die Universitäten ihren Startvorteil im künftig stärker werdenden Signalwettbewerb nutzen. Dieser Startvorteil besteht in ihrem überlegenen Forschungspotenzial. Gerade die Forschungsleistungen sind über verschiedene Verfahren wie etwa jenes der referierten Publikationen am besten objektivierbar. Und der Weg zur Spitze in einem hierarchischen Bildungsmarkt führt über Forschungsexzellenzen.

Was halten Sie davon, Schweizer Hochschulen mit einem Rating zu versehen?

Die Heimat der Ratings ist der angloamerikanische Raum, der wie gesagt durch ein hierarchisches Bildungssystem gekennzeichnet ist. In diesem Kontext erfüllen Ratings eine klare Funktion. Studenten wählen eine bestimmte Hochschule, gerade auch um sich ihr Talent und ihr Können glaubhaft zertifizieren zu lassen. Alle Bewerber werden sich verstärkt für die gleichen Kennzahlen interessieren, nämlich für Signale, die eine Beurteilung der Filterleistung verschiedener Hochschulen erlauben (Zulassungsquoten, Leistungsindikatoren der zugelassenen Bewerber, Arbeitsmarkterfolg der Ehemaligen usw.).

Wenn aber Studenten – wie derzeit bei uns – nur wenig davon profitieren können, gerade das Programm einer bestimmten Schule zu absolvieren, werden sie ihre Hochschule sehr viel stärker nach ihren sonstigen Vorlieben wählen wollen. Daher werden im deutschsprachigen Raum Rankings für Studenten produziert, die gar nicht auf der Suche nach einem Selektions- und Zertifizierungsverfahren sind. Diese Studenten sind vielmehr auf der Suche nach jenen Inhalten, Standorten und Umgebungen, die ihnen am besten gefallen. In den Rankings werden dann folgerichtig Befindlichkeiten der Studierenden und «Kuschelfaktoren» abgefragt. Eine Universität mit exzellentem Forschungsausweis verliert dann möglicherweise gegenüber einer Uni, deren Lehrveranstaltungen wenig frequentiert werden und deren Dozenten immer Zeit für Gespräche haben.

Welche Aussage soll aber etwa ein zukünftiger Arbeitgeber daraus über einen Studenten ableiten, dass diesem ein bestimmter Standort, ein be-

stimmtes Studienumfeld usw. besonders gut gefällt? Ist er nicht besser bedient, wenn er weiss, dass der Student aus 20 bereits vorselektierten Bewerbern gezielt ausgewählt wurde und an einer Schule weilt, deren Dozenten über «state of the art»-Wissen in ihrem Gebiet verfügen? Zusammenfassend: In dem Masse, wie es zu einer Hierarchisierung des Bildungsangebotes kommt, erhalten Rankings auch in unseren Breitengraden eine wesentlich klarere Funktion und eine andere Struktur wie das in den USA schon der Fall ist.

Und wer soll eine solche Zertifizierung beziehungsweise ein Rating vornehmen, damit es auch glaubwürdig ist?

Eine seriöse Evaluation erhöht die Transparenz unter den Bildungsanbietern. Ich kann nicht sehen, warum Transparenz in irgendeinem Fachgebiet schaden sollte. Auch Harvard und Stanford sind schliesslich AACSB-akkreditiert. Die Frage ist nur, wie man zu seriösen Evaluationen kommt. Es gibt einen Markt für derartige Evaluationen, und dieser erscheint im Moment selbst noch wenig transparent. Die Frage ist also: Wer zertifiziert den Zertifizierer?

In den vergangenen Jahren sind auch die Universitäten dazu übergegangen, MBA-Programme oder Executive-Managementprogramme anzubieten. Wie kann sich ein Interessent an einem solchen Programm überhaupt zurechtfinden, wenn es (noch) kaum verlässliche Qualitätskriterien gibt?

Sollte es zu einer zunehmenden Hierarchisierung des Hochschulsystems nach amerikanischem Muster kommen, dann gibt es – mit Einschränkungen – auf längere Sicht keinen grossen Markt für renommierte private MBA-Programme mehr. Die dann als Elitehochschulen angesehenen Universitäten haben sowohl die Möglichkeiten wie auch die richtigen Anreize, diesen Markt zu bewirtschaften. Es gibt erhebliche Verbundvorteile: Die gleiche aufgebaute Markenreputation kann noch einmal abgeerntet werden, Lehrpersonal, Lehrmaterial, Infrastrukturen stehen bereits zur Verfügung usw. Eine Universität kann daher zu niedrigeren Kosten produzieren und von einer etablierten Marke profitieren.

Wer nachhaltig denkt, sollte in das MBA-Programm einer Universität gehen, die für den bevorstehenden Signalwettbewerb der Hochschulen gut gerüstet ist. Klartext: Gerade die forschungsstärksten Unis haben die besten Chancen, sich als europäische Spitzenuniversitäten zu etablieren. Das Diplom einer bereits heute forschungsstarken Universität könnte also in 20 Jahren ein noch wertvolleres Arbeitsmarktsignal sein. Die schlechteste Option: das Diplom eines Anbieters, an den sich in 20 Jahren niemand mehr erinnern wird.